

Das Buch

<i>Titel:</i>	Die Felsenarena
<i>Kapiteltitel:</i>	Höhenrausch/Tiefenrausch Später, viel später Im Cyberspace Paralleluniversum II Im Dschungel Oligarchie Paralleluniversen III, IV, V und VI Revolution Der 15. Juli Zwischenspiel: Das verlorene Paradies Aliens Alles ist gut Der Garten Eden Das Ende ist der Anfang
<i>Umfang:</i>	704'491 Zeichen (= ca. 470 Buchseiten)
<i>Gattung/Textsorte:</i>	Belletristik: Roman
<i>Untergattung:</i>	Dystopischer (utopischer) Roman
<i>Behandelte Themen:</i>	Politik, Soziologie, Philosophie, Astronomie, Geschichte, Rockmusik, Sex, Drogen, fremde Kulturen (insbesondere Asien)
<i>Handlungsträger/ Hauptfiguren:</i>	Max (Hauptfigur; in vier Varianten dargestellt; in allen Lebensaltern): Adoptivsohn/Sohn, Drogenhändler und Krimineller, Dozent, Leiter der Felsenarena, Bankräuber, Verlagsmitarbeiter Han (in verschiedenen Lebensaltern): Student der Felsenarena, Gewerkschaftsführer, Buchautor, Filmproduzent Manuel (in verschiedenen Lebensaltern): Student der Felsenarena, Sicherheitsbeauftragter, Ghostwriter, Lebenspartner von Han Mala (alterslos): Architektin, Malerin, Bildhauerin; Planerin und Leiterin der Felsenarena; Erschafferin der Felsenskulptur (Weltkulturerbe), Mordopfer? Mohit (in verschiedenen Lebensaltern): Philosophiestudent, Lehrer, Assistent von Max, Chefstrategie der «Operation Trident» Alien «Wolke», Alien «Regen», Alien «Bill Gates»: Drei Aliens, aber eigentlich wahrscheinlich nur einer
<i>Handlungsorte:</i>	Fiktiver Ort in Sarawak, einer Provinz von Malaysia auf Borneo (Standort der Felsenarena); Brunei; Zürich; Kolkata; Bangkok; Bali
<i>Erzählperspektive:</i>	Verschiedene Ich-Erzähler; auktorialer Erzähler

Handlung:

Die Felsenarena ist ein fiktives Bildungsinstitut für Superreiche im malaysischen Bundesstaat Sarawak, an dem die Eliten von Morgen mit dem Ziel ausgebildet werden, die Menschheit vor der Selbstausslöschung zu bewahren. Das andragogische Konzept dieser «Universität» ist ziemlich eigenwillig, basiert es doch auf einem humanistischen Ansatz: Der theoretische Teil versucht den Studierenden auf eine ganzheitliche Weise eine umfassende Allgemeinbildung zu vermitteln, während es im praktischen Teil darum geht, eine «niedere» Alltagstätigkeit auszuüben und darüber einen reflektierenden, literarischen Bericht zu verfassen.

Einer der Dozenten am Felseninstitut ist die Hauptperson Max, deren Geschichte nun erzählt wird: Max ist ein Adoptivkind indischen Ursprungs, das von einem Physikprofessor und seiner dominanten Frau aus Zürich adoptiert wird. Das Kind, das schon früh einen ausgesprochenen Stolz entwickelt, empfindet sich schon bald als Aussenseiter und wird in der Schule gemobbt, woraufhin der Junge von Zuhause wegrennt, um für einige Zeit als «Kaspar Hauser» im Wald zu leben, dann eingefangen und in ein Heim gesteckt zu werden und schliesslich eine Karriere als Drogendealer und Bandenkrimineller zu beginnen, die ihn bis ins mittlere Kader der mafiösen, weltweit tätigen Organisation aufsteigen lässt, für die er tätig ist. Gleichzeitig verliebt sich Max in Natem, einen indigenen Südamerikaner, den er ebenfalls in seine kriminellen Machenschaften hineinzieht, was dazu führt, dass dieser angeschossen und in «einen der schlimmsten Knäste des Landes» versenkt wird.

Daraufhin gerät Max in eine tiefe Lebenskrise und vegetiert in einem Kellerloch dahin, bis eine Ratte sein Freund wird und ihm neuen Lebensmut vermittelt. Max rappelt sich auf und setzt sich in ein Flugzeug nach Bali, wo er an einer Ayahuasca-Zeremonie teilnimmt und die Architektin Mala kennenlernt, die ihn in ihre Pläne einweiht, die eingangs erwähnte Felsenarena zu bauen und das damit verbundene Weltrettungskonzept zu verwirklichen. Finanziert wird das Institut vom Sultan von Brunei, einem der reichsten Herrscher der Welt, der sich damit ein Denkmal setzen möchte. An der Felsenarena unterrichtet Max zunächst das Fach «Kommunikation und Kreativität». Unter seinen Studenten sind die beiden Freunde Han aus China und Manuel aus Peru. Manuel ist in Han verliebt, aber dieser möchte ihn lieber als brüderlichen Freund sehen, denn erotisch ist er ganz auf einen einheimischen jungen Mann namens Ari fixiert, der in einer der Ortschaften im Umfeld lebt und drei Kinder hat.

Inzwischen möchte Mala, die schon nicht mehr so recht an ihre eigene Idee der Felsenarena glaubt, von ihrem Posten als Institutsleiterin zurücktreten und sich wieder ganz ihrer künstlerischen Tätigkeit widmen. Sie hat die Idee einer Felsenskulptur analog der Präsidentenköpfe am Mount Rushmore, die Religionsstifter und Götter in ihrer Janusköpfigkeit als schöpferische und zerstörerische Kräfte darzustellen. Sie möchte unbedingt, dass Max ihre Nachfolge übernimmt, wogegen sich dieser heftig sträubt. Sie überlegt sich einen Trick und verspricht Han, sollte es ihm gelingen, Max in sich verliebt zu machen und ihn anschliessend davon zu überzeugen, den Direktionsposten zu übernehmen, ihm erneut Ari, den jungen Mann aus der Umgebung, zu dem Han den Kontakt verloren hat, zuzuführen.

Das Unterfangen gelingt, Max übernimmt den Führungsposten und macht seine erste Dienstreise nach Brunei, wo er den Geldgeber der Felsenarena, den Sultan von Brunei, trifft, der viel später sein Freund wird. Mala konzentriert sich auf ihre Felsenskulptur und Han bereitet sich auf sein Praktikumsjahr in Kolkata vor, wo er als Rikschazieher arbeiten soll. Mit einem gleichzeitig (be-)rauschenden und (be-)sinnlichen Fest wird der Abschied gefeiert, der am Morgen bei einem Joint mit Blick in die Felsenarena abgeschlossen werden soll. Genau in diesem Moment ereignet sich das grosse Beben, das alles mit sich in die Tiefe reisst.

*Im zweiten Kapitel befinden wir uns im Jahr 2170. So lange wurde Max, der das Erdbeben mit schwersten Verletzungen überlebt hat, auf Kosten des Sultans von Brunei tiefgekühlt konserviert. Jetzt ist die Technik so weit, dass Max als Cyborg aus seinem Tiefschlaf auferstehen darf. Er ist nun praktisch unsterblich, muss nichts mehr essen und trinken und verfügt über unbegrenzte Energiereserven. Er befindet sich auf einer der «Inseln der Glückseligen» in einer zweigeteilten Welt, deren anderen Teil, den «Dschungel», man nur vom Hörensagen kennt oder eben nicht kennt, weil der hier niemanden interessiert – ausser Max, dessen Körper wohl aus der derzeitigen Gegenwart stammen mag, dessen Psyche aber noch in den Mustern der Vergangenheit verharrt. Er findet die Welt auf der Insel der Glückseligen ebenso tödlich langweilig wie ihre Bewohner*innen. Er fühlt sich vor allem einsam. Eines Tages beschliesst er, einen Weg zu suchen, die Insel der Glückseligen zu verlassen und den Dschungel aufzusuchen. Aber er landet vorerst im 75. Stock eines Hochhauses, wo er aus Neugier in einen Cyberspace-Anzug steigt.*

Prompt landet er in einem Paralleluniversum, wo er auch wieder Max ist, aber dieses Mal ein ganz anderer, nämlich ein hellblonder Nerd, ein Junge, der sich eigentlich nur für Astrophysik, Rockmusik und den Haschischrausch interessiert (siehe nachfolgenden Buchausschnitt). Er begegnet an der Uni einem jungen Inder, Mohit, der ihn dazu überredet, sich als Lehrer am Felseninstitut verpflichten zu lassen. Da er dort aber seinem anderen Ich begegnen würde, was natürlich nicht geschehen darf, lassen wir ihn in diejenige Maschine der Malaysian Airways steigen, die am 17. Juli 2014 irrtümlich über der Ukraine abgeschossen wird.

Im nächsten Kapitel begegnen wir in einem andern Paralleluniversum einer weiteren Inkarnation von Max. In dieser Welt ist Max ein «gewöhnlicher» Bankräuber, der in LA, der «Stadt der Engel» Nummer 1, einen Banküberfall verübt hat und nach Bangkok, der «Stadt der Engel» Nummer 2, flieht und fliegt, um da das erbeutete Geld zu verprassen. Er ist soeben in der thailändischen Hauptstadt angekommen und hat sich in einem kleinen Hotel einquartiert, bevor er sich ins Nachtleben stürzt. Hier gabelt er einen jungen Thai auf, den er mit ins Hotel nimmt, wo sie sich in ein leidenschaftliches Sexabenteuer stürzen. Nach dem Liebesakt kontrolliert Max, misstrauisch geworden, die Taschen des Jungen und entdeckt, dass ihm dieser sein gesamtes Bargeld aus dem Geldbeutel entwendet hat. Er «weckt» den Jungen, der sich schlafend stellt, und weist ihn weg. Erschöpft fällt er in einen tiefen Schlaf. Als er am Morgen erwacht, will er seine Beute, die in

einem Aktenkoffer im Kleiderschrank lagern sollte, hervorholen, aber der Koffer ist weg. Völlig verzweifelt und ratlos lassen wir den Bankräuber auf seinem Bett sitzend zurück.

Denn jetzt sucht der andere Max, der im Jahr 2170 gelandet ist, einen Ausweg, der ihn weg aus der Gefangenschaft auf der «Insel der Glückseligen» führen kann. Er begibt sich in den Untergrund und gelangt nach einem endlosen Marsch durch einen endlos langen Korridor in den «Dschungel», eine heisse, beinahe vegetationslose Wüstenwelt, in der die Zivilisation vollkommen zerstört ist. Jedoch hat da eine stark dezimierte Bevölkerung aus kleinen Menschen überlebt und lebt völlig friedlich zusammen. Diese nehmen ihn gastfreundlich in ihrer Mitte auf und verehren ihn als eine Art Gott, da er sie um viele Zentimeter körperlich überragt und als Cyborg eine quasi gottähnliche Gestalt ist, die überdies weder essen noch trinken und folglich auch nicht scheissen oder pissen muss. Das alles veranlasst ihn, in einem «Dialog mit sich selbst» darüber nachzudenken, ob der Mensch eigentlich von Natur aus gut oder schlecht ist.

Im nächsten Kapitel wenden wir uns einem Max zu, der immer noch Leiter der Felsenarena ist, weil in diesem Paralleluniversum kein Erdbeben das Institut zerstört hat. Mohit ist inzwischen sein Assistent geworden, aber Max wird nicht so recht warm mit ihm, weil er ihn verdächtigt, die Herrschaft der Felsenarena an sich reißen zu wollen. Auch hat sich Max inzwischen zum Ideologen einer Oligarchie gewandelt, der nun dafür eintritt, nur noch die reichsten zehn Prozent der Menschheit vor dem Untergang zu retten. Mohit dagegen tritt dafür ein, die «Revolution von oben» durch eine «Revolution von unten» zu ergänzen oder gar zu ersetzen. Han ist inzwischen zum Gewerkschaftsführer erst der Rikschafahrer in Kolkata, dann des ganzen Transportwesens der Stadt geworden. Manuel, der ihn zuerst lange vergeblich in Kolkata aufzuspüren versucht hat, wird zu seinem Sicherheitschef. Als Han bei einem Anschlag beinahe stirbt, beschliesst er, aus dem Gewerkschaftsbusiness auszusteigen und einen Bestseller mit dem Titel «Ich war der Pate von Kolkata» zu schreiben, für den ihm Manuel als Ghostwriter dient.

Im Kapitel «Paralleluniversen III, IV, V und VI» macht sich Max eines Morgens im Dezember auf, um zur Arbeit zu gehen. Dabei stellt er fest, dass sich niemand und nichts – kein Mensch, kein Tier und keine Autos – auf der Strasse befindet. Schliesslich stellt er fest, dass er als einziger im 11. Dezember gelandet ist, während seine gesamte Umgebung offenbar am 10. Dezember «erstarrte». Schliesslich flüchtet er in den Wald, worauf er auf eine weitere Realitätsebene abtaucht, nämlich in eine Realität von vor 20 Jahren. In dieser ist es ebenfalls Morgen im Dezember; er muss auch da zur Arbeit. Sein Arbeitsplatz ist ein dubioses Hilfswerk, sein Büro, in dem er nicht weiss, was er mit sich anfangen soll, befindet sich neben dem Büro von drei alten Damen, die sich erst lebhaft, dann erregt unterhalten; schliesslich kracht es und zwei der drei Frauen stürmen mit hochroten Köpfen aus dem unendlich unordentlichen und schmutzigen Büro, in dem die dritte ältere Dame ermordet über ihrer Schreibmaschine liegt. Daraufhin sucht Max verzweifelt das Büro des Direktors, das aber kein Büro ist, sondern eine Art tropisches Treibhaus, in welchem jedoch kein Direktor zu finden ist... Und wieder erwacht Max in seiner «alten», in der Zukunft liegenden Gegenwart, in der

sich die Realität aber geringfügig verschoben hat. In dieser Realität liegt Max auf der Couch seines Psychiaters und spricht mit diesem über seine Kindheit. Auch fantasiert er sich seine asiatische Partnerin herbei, die er in einer der vorherigen Realitätsebenen tatsächlich gehabt hat und die ihm abhanden gekommen ist. Nach einer alptraumartigen Liffahrt landet er schliesslich in einem Haus mit tausend Zimmern, durch die er sich in die Realität der Felsenarena zurück kämpft.

Mohit verlässt die Felsenarena, wechselt also gewissermassen die Seiten, um eine Revolution gegen die Pläne von Max und die der Verbündeten der Felsenarena anzuzetteln. Während Max auf Empfehlung von Han Manuel – gegen dessen Willen – als neuen Sicherheitsbeauftragten der Felsenarena engagiert hat, bereitet Mohit seine Bewegung «Operation Trident» darauf vor, am 15. Juli, am Geburtstag des Sultans von Brunei und an den Jubiläumsfeierlichkeiten der Felsenarena, die von sämtlichen gekrönten Häupter der Welt besucht wird, eine zehntausend Personen starke Demonstration vorwiegend junger Leute vor den Toren der Felsenarena durchzuführen. Der Zug wird aber von einem Militärkordon des Sicherheitsdienstes der Felsenarena aufgehalten, während hinter dem Zug einheimische Bauern, empört über die Zerstörung ihrer Reisfelder, mit Dolchen gegen die Demonstrierenden vorgehen. Panik entsteht, die Demonstrierenden brechen durch den Kordon und werden von den Sicherheitsleuten beschossen. Trotzdem gelingt es vielen von ihnen, mehr oder minder schwer verletzt den Platz vor den Toren der Felsenarena zu erreichen. Gleichzeitig sprengt eine militante Splittergruppe der Bewegung die Felsenskulptur von Mala weg. Max fordert die Sicherheitsleute wie von Sinnen auf, in die Menge der wehrlosen Verletzten zu schießen. Um dies zu verhindern, erschießt Manuel Max.

In einem Zwischenkapitel wird die Vertreibung von Adam und Eva (frei nach John Miltons «Paradise Lost») nacherzählt, und zwar aus der Sicht von Satan.

Aber damit noch nicht genug. Mala ist ein einem weiteren Erzählstrang mehr oder weniger lebendig, d.h. sie ist ein von Aliens auf einen Biocomputer hochgeladenes Mala-Bewusstsein. Die Aliens kommen nicht aus dem All, sondern aus den Tiefen des «Mikrokosmos» und bestehen nicht aus Einzelindividuen, sondern als «Schwambewusstsein». In dieser Form nimmt Mala weiterhin am Schicksal der Felsenarena teil. Ihr Werk, die Felsenskulptur, wird eingeweiht und in der Folge zum Tourismusmagnet. Allerdings beginnen die Sponsoren der Felsenarena die Gelder zu entziehen, worauf das Institut zur religiösen Sekte mutiert – mit Mohit als Hohepriester, Mala als «Göttin» und Max als Organisator. Der Kern der Lehre von Mohit besteht darin, dass wir alle im Grunde Engel seien, also a. unsterblich und b. gut, und dass das Böse rein illusionär sei und deshalb ignoriert werden könne, was zur Folge hat, dass es, um es vulgärpsychologisch auszudrücken, verdrängt und auf andere projiziert wird, so dass es am Schluss doch wieder zum Vorschein kommt, und wie! Manuel liebt Han, Han ist aus Opportunitätsgründen Mohit gefällig, Manuel wird von einer Eifersucht zerfressen, die er (sich) nicht zugestehen kann. Han wird getötet, Manuel verschwindet, Mohit tut so, als wäre nie was gewesen.

Im Kapitel «Der Garten Eden» wird anhand von Beispielen einer abenteuerlichen Reise die «Natur» des Paradieses (und seines Gegenstücks, der Hölle) erkundet und der Frage nachgegangen, was «Glück» ist.

In der Schlusszene liegt Max wie ganz am Anfang bewegungsunfähig in einem Spitalbett und lauscht imaginären Rocksongs aus den Siebzigerjahren.

Der Autor

<i>Name:</i>	Christian Urech
<i>Alter:</i>	64
<i>Wohnorte:</i>	Zürich/Banjuwangi (Jawa, Indonesien)
<i>Berufe:</i>	Deutschlehrer, Journalist, Texter, Lektor und Korrektor; Buchautor
<i>Ausbildung:</i>	Studium (Germanistik, Geschichte, Philosophie); Buchhändlerlehre; Ausbildung zum Verlagslektor (SAL), Erwachsenenbildner (SVEB1)
<i>Interessen:</i>	Literatur, Film, Musik, bildende Kunst, Fotografie, Natur, Reisen, fremde Kulturen, Philosophie, Soziologie, Politik, Geschichte ...
<i>Veröffentlichungen:</i>	einige Bücher und zahllose Artikel, siehe unter christianurech.com

Buchauszug aus «Felsenarena»

Im Cyberspace

Als er sich im Fensterglas gespiegelt sieht, erschrickt er. Er sieht einen blonden Jungen von vielleicht neun, zehn Jahren. Es ist ein dicklicher Junge mit rundem Kopf und einer Brille auf der Nase, die eher zum Antlitz eines Erwachsenen passen würde als zu dem eines Kindes. Aber die Brille passt auch ganz gut zu dem altklugen Gesicht des Knaben mit dem feinen hellblonden, fast weissen Haar, mit Augenbrauen, die so hell sind, dass man sie fast nicht erkennen kann, und den Sommersprossen um die spitze, leicht nach oben gebogene Nase und den wulstlippigen Mund. Das soll ich sein?, denkt er, aber mehr so nebenbei, mit einem Gefühl der Verachtung für die Wahrnehmung des eigenen Spiegelbilds. Mit Verwunderung nimmt er auch die seltsame Kleidung wahr, in der er steckt. Er trägt einen kurzärmeligen Pullover mit V-Ausschnitt und mit Längsstreifen in Hellgrün und Pink über einem langärmeligen schwarzen Hemd, dazu eine weisse kurze Hose, weisse Socken und rote Sandalen. «What the fuck?», denkt er, aber dann erinnert er sich daran, dass seine tyrannische Mutter, Jenny Twerenbold, einen seltsamen Geschmack hat – nicht nur in Kleiderfragen übrigens. Er lebt mit ihr und seinem Vater, dem ETH-Physikprofessor Johann Twerenbold, in einem geräumigen Haus mit grossem Garten am Zürichberg, in einer Villa, obwohl seine Eltern sich gegen diese Bezeichnung gewehrt hätten. Sie geben sich bescheiden, auch wenn das Professorengehalt des Vaters und ein üppiges Erbe der Grosseltern sowohl mütterlicher- wie auch väterlicherseits ihnen ein Leben in Wohlstand ermöglichen. Sein Vater fährt übrigens einen bescheidenen VW Käfer, seine Mutter einen etwas weniger bescheidenen Austin 1100.

Max ist ein Musterschüler, er ist der Klassenprimus und entsprechend unbeliebt. Er gilt als unnahbarer Streber, der nur deshalb nicht gemobbt wird, weil er ganz und gar nicht der Opfertyp ist, sondern seine Mitschülerinnen und -schüler mit seiner hohen, schneidenden Stimme einzuschüchtern vermag, mit der er sarkastische Kommentare von sich gibt, die von ihnen meist nicht verstanden werden. Zuhause ist Max wortkarg und schliesst sich sowohl vor seinem Vater, der sich vor seinem tyrannischen Eheweib, vor dem er sich fürchtet, in sein «wissenschaftliches Universum» flüchtet, als auch vor seiner Mutter, die er wie ein exotisches Wesen von einem anderen Stern betrachtet, ab.

In dieser Zeit beginnt sich Max für Rockmusik und Astronomie zu interessieren. Die Liebe zur Rockmusik beginnt mit dem Song «Satisfaction» der Rolling Stones im Sender Radio Luxemburg, die Liebe zur Astronomie mit dem Wettlauf der beiden Supermächte USA und Sowjetunion in der Raumfahrt, beide bemüht, die erste bemannte Mondlandung hinzukriegen.

Laut amerikanischen Zeitungsberichten plant die NASA im Juni 1965 mit Gemini 4 den ersten Ausstieg eines Astronauten aus einer Raumkapsel in der Erdumlaufbahn. Dem will man in Moskau zuvorkommen. Sergei Pawlowitsch Koroljow, der Chefkonstrukteur des sowjetischen Raumfahrtprogramms, will mit dem Einbau eines einfachen Moduls in das Raumschiff Woschod 2 einen spektakulären Coup landen. Dort, wo bei Woschod 1 der dritte Kosmonaut gesessen hat, soll Woschod 2 eine aufblasbare Luftschleuse mit sich führen, die sich im Orbit nach aussen entfalten und so beim geplanten Aus- und Wiedereinstieg eines Kosmonauten in den freien Raum den Sauerstoff im Raumschiff zurückhalten soll.

Am 18. März 1965 startet Woschod 2 von Baikonur, sogar noch fünf Tage vor Gemini 3 – den Ausstieg plant die NASA ja erst mit Gemini 4 im Juni. Einen Monat zuvor hat der letzte Testlauf für Woschod 2 im Orbit stattgefunden, unbemannt, mit einer ferngesteuert sich öffnenden und schliessenden Luftschleuse – und mit einem katastrophalen Ende, denn die Fernsteuerung versagt. Die Empfangsstation im Raumschiff interpretiert die Befehle der Bodenstation falsch, die Kapsel rotiert mit zunehmender Geschwindigkeit, bis sie sich automatisch selbst zur Explosion bringt. Doch Koroljow sieht in dem Fehlschlag keinen Grund, die Mission aufzuschieben. Um 10 Uhr Ortszeit an diesem mässig kalten März Morgen hebt Woschod 2 in die Luft ab – der Astronaut Alexej Leonow soll der erste Mensch sein, der frei im Weltraum schwebt. Nicht lange, nachdem der Orbit erreicht ist, macht Leonow sich für den Ausstieg durch die Luftschleuse bereit. Der Ausflug ins Nichts klappt bestens.

Für diesen Moment ringt sich die neue sowjetische Führung – Chruschtschow ist erst vor kurzem gestürzt worden – zu einem Novum im Umgang mit der Öffentlichkeit durch. Kaum schwebt Leonow ausserhalb der Woschod-Kapsel, angebunden wie ein Hund an der Leine durch eine mehrere Meter lange Metallschnur, gehen die sowjetischen Nachrichtenagenturen mit dieser Neuigkeit an die Öffentlichkeit – anders als bei allen bisherigen Missionen, als man sich erst nach der sicheren Landung offenbart hat. Die Gespräche zwischen Raumschiff und Bodenstation werden sogar live übertragen. Obendrein funkt eine Kamera das Ereignis auch visuell auf die Erde hinunter. Diese neue Offenheit – Jahrzehnte vor Glasnost – bereuen die Raumfahrtstrategen jedoch bald: Als Leonow nämlich nach zwölf Minuten wieder einsteigen will, in denen er das grossartigste Sternenpanorama geniessen darf, das je einem Menschen bisher beschieden war, passt er unversehens nicht mehr in die Luftschleuse. Er zwängt, drückt, schiebt – es gelingt ihm nicht, weil sein Raumanzug offensichtlich grösser geworden ist. Es hilft auch nichts, dass er die Riemen des Anzugs zusammenzieht: Umso mehr schwellen die übrigen Stellen an.

«Ich schaffe es nicht», hören die Männer in der Bodenstation seine erregte Stimme, «es geht nicht». Gleichzeitig ist er auch noch bemüht, die Kamera mit der Dokumentation seiner Welterstleistung in der einen Hand zu sichern. Leonow hat bange fünf Minuten zu überstehen, wie er in seinem Buch «Zwei Mann im Mond» später beschreibt. Endlich erkennt er, was geschehen ist und was man eigentlich schon am Boden hätte vorhersehen können: Das komplette Vakuum im Weltall hat in seinem mit Sauerstoff gefüllten Raumanzug einen starken Überdruck entstehen lassen, der den Anzug gehörig aufbläht. Gottlob steht ihm ein Ventil zur Verfügung, mit dem er den Sauerstoff ablassen kann. Umso eiliger muss er jetzt hineinkommen, um nicht zu ersticken. Aber damit nicht genug, Leonow muss weiter um sein Leben zu kämpfen. Zwar gelangt er schliesslich in die Schleuse hinein, jedoch nicht mit den Füissen voran, was nötig wäre, weil er danach mit den Händen die Aussenluke schliessen muss, bevor sein Kollege Beljajew aus der Kapsel heraus die Innenluke öffnen kann. Die Luftschleuse hat ein Innenmass von zweieinhalb mal einen Meter. Leonow schafft das schier Unmögliche: Er dreht sich in

seinem Anzug in diesem engen Raum wie ein Baby im Uterus der Mutter. Er ist vorerst gerettet, jedenfalls aus der Gefahrenzone des Weltraums. Eigentlich ist geplant, dass Woschod 2 in der Steppe Kasachstans niedergehen soll, doch die automatische Steuerung versagt, Beljajew muss das Bremsmanöver im Orbit und auch die anschliessende Landung von Hand erledigen – es ist das erste Mal in der Geschichte der Raumfahrt, dass so etwas geschieht. Und gelingt.

Aus der Not heraus vollbringt er damit eine wahre Pionierleistung, mit der die Sowjetführung sich indes lieber nicht brüstet, zumal der Kommandant den vorgesehenen Landeplatz um 2000 Kilometer überfliegt. Beljajew kann aber nicht einfach den Steuerknüppel in die Hand nehmen. Die Enge der umgebauten Kapsel und die Anordnung der Sichtfenster zwingen ihn dazu, sich erst einmal abzuschnallen, um die Steuerungsraketen manuell bedienen zu können, da er sonst keine Sicht aus dem Fenster hat. Das dauert ein paar Minuten, die sich bei einer Geschwindigkeit von 28'000 Stundenkilometern allerdings in eine weite Strecke ummünzen. Die Ausläufer des Ural sind noch tief verschneit, als Leonow und Beljajew am 19. März 1965 gegen Mittag etwa 60 Kilometer nordwestlich der Stadt Beresniki landen, damals noch ein Gebiet weitläufiger Nadelwälder. Über Kurzwelle können sie zwar die erfolgreiche Landung an die Bodenstation morsen und nach vier Stunden hat ein Hubschrauber sie auch geortet, aber der kann in der dicht bewachsenen Taiga nicht landen. Zwei Nächte müssen die beiden Astronauten in der Kälte ausharren, hören Wölfe heulen und versuchen, ein Feuer im Schnee anzuzünden. Immerhin werden sie mit abgeworfenen Lebensmitteln und Decken aus der Luft versorgt und bekommen schliesslich Hilfe von Fallschirmspringern. Erst als die angerückte Sowjetarmee eine gute Strecke entfernt einen Landeplatz roden kann und die Kosmonauten sich auf ebenfalls abgeworfenen Tourenskiern zum Helikopter durchgeschlagen haben, ist die Mission Woschod 2 am 21. März beendet.

Diese Geschichte bekommt Max erst später in dieser Ausführlichkeit mit, als er sich näher mit der Raumfahrt und dem Weltall beschäftigt. Aber seine Faszination für die Astronomie und Kosmologie ist nun entfacht. Er holt sich Bücher aus der Bibliothek und beginnt sich mit dem Aufbau und der Geschichte des Universums zu beschäftigen. Vor allem beeindruckt ihn die unvorstellbaren Grössenverhältnisse im All. Die Erde hat einen Durchmesser von 12'742 km, was vergleichsweise mickrig ist – nur schon zum Beispiel verglichen mit dem Jupiter, der einen Durchmesser von 139'820 km hat. Im Vergleich mit unserer Sonne und ihren 1'329'700 km Durchmesser ist das aber auch nicht sonderlich viel. Wenn man diese Grösse in Analogie mit dem Ausmass einer der grössten uns bekannten Sonnen setzt, UY Scuti, einem Roten Überriesen im Sternbild Schild, ist selbst das ein Klacks. UY Scuti ist nämlich ungefähr 1800 mal grösser als unsere Sonne. Und die Sonne, erfährt Max, ist nur eine von Milliarden Sternen der Milchstrasse, der Galaxie, zu der wir gehören. Die Milchstrasse, behaupten die Forscher, sei vor 13,6 Milliarden Jahren entstanden und habe einen Durchmesser von bis zu 200'000 Lichtjahren – diese Zahl in Kilometern auszudrücken, ist zwar möglich, aber sinnlos, da ein einziges Lichtjahr schon 9,6 Billionen Kilometer umfasst. Im Vergleich dazu ist sie «nur» 1000 Lichtjahre dick, hat also die Form einer Scheibe. Im innersten Kern unserer Galaxie liegt ein gewaltiges Schwarzes Loch namens Sagittarius A*. Es hat vermutlich die Masse von vier Millionen Sonnen. Wir können dieses Objekt nie direkt sehen, da es sich hinter dichten Wolken aus Staub und Gas verbirgt. Aber Astronomen konnten die Umlaufbahnen von Sternen und Gaswolken in der Nähe des galaktischen Zentrums verfolgen und so auf die Masse des kosmischen Schweregewichts schliessen, das sich dort befindet. Man vermutet, dass sich im Zentrum der meisten Galaxien supermassereiche Schwarze Löcher befinden. Manche von ihnen verschlingen die Materie in ihrem Umfeld so gierig, dass sie intensive Strahlungsströme ausstossen, die noch in vier Millionen Lichtjahren Entfernung sichtbar sind. Astronomen schätzen die Gesamtzahl der Sterne innerhalb der Milchstrasse basierend auf der Masse und Helligkeit «unserer» Galaxie auf 250 Milliarden \pm 150 Milliarden. «Unsere» Sonne umkreist das Zentrum des Milchstrassensystems in einem Abstand von 25'000 bis

28'000 Lichtjahren und befindet sich nördlich der Mittelebene der galaktischen Scheibe innerhalb des Orion-Arms in einem weitgehend staubfreien Raumgebiet. Für einen Umlauf um das Zentrum der Galaxis, ein so genanntes galaktisches Jahr, benötigt sie 220 bis 240 Millionen Jahre, was einer Bahngeschwindigkeit von etwa 220 km/s entspricht.

Damit aber noch nicht genug; noch lange nicht genug. Hier beginnt das universelle Spiel nämlich erst; neben der Milchstrasse gibt es noch unendlich viele andere Galaxien, Billionen, wie Forscher vermuten, und alle auch wieder mit Milliarden von Sonnen. Wenn Max darüber nachdenkt – und darüber nachdenken muss er, und zwar dauernd – wird ihm leicht schwindlig. Kreisen diese Galaxien ihrerseits um einen Mittelpunkt, vielleicht ein noch gigantischeres Schwarzes Loch als im Mittelpunkt der Milchstrasse? Die Ästhetik dieser analogen Vorstellung würde Max befriedigen: Die Erde kreist um die Sonne, die Sonne kreist um das Schwarze Loch im Zentrum der Milchstrasse, die Milchstrasse kreist um das Schwarze Loch im Zentrum des Universums. Die Forscher jedoch widersprechen dem. In den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stiessen die Astronomen nämlich auf den folgenden merkwürdigen Befund: dass sich nahezu alle Galaxien von uns zu entfernen scheinen. Und je grösser der Abstand einer Galaxie von uns, desto höher ist auch die «Fluchtgeschwindigkeit», mit der das Sternsystem von uns fortstrebt.

Befinden wir uns also doch an einem besonderen Ort, im Mittelpunkt des Kosmos, wie die Menschen früherer Epochen glaubten? Keineswegs! Jedem Beobachter im Universum, egal, wo er sich befindet, bietet sich nämlich das gleiche Bild der Galaxienflucht. Denn die Galaxien bewegen sich nicht wirklich von uns – oder einem anderen Beobachter – fort, sondern es ist der Raum selbst, der sich ausdehnt und damit alle Entfernungen zwischen den Galaxien vergrössert. Max begegnet bei seiner Lektüre der Metapher von Rosinen in einem grossen Rosinenkuchen: Während der Kuchen aufgeht, scheinen sich aus Sicht jeder Rosine alle anderen Rosinen zu entfernen.

Die Frage nach dem Mittelpunkt des Universums hänge mit der Geschichte seiner Entstehung zusammen, erfährt der junge Max. Rechne man die Expansion des Weltalls in die Vergangenheit zurück, so müsse das Universum seinen Anfang in einem extrem dichten Zustand genommen haben: Der Umfang sei geschrumpft in ein Nichts, die Masse habe sich verdichtet ins Unendliche. Nach heutigen Erkenntnissen habe dieser «Urknall» vor 13,7 Milliarden Jahren stattgefunden. Aber wo? Nirgendwo, könnte man darauf antworten, denn vor dem Urknall habe es weder Zeit noch Raum gegeben, die Vorstellung vom Urknall als einer Explosion im Raum, bei der die Materie von einem Punkt aus in alle Richtungen davongeflogen sei, sei also falsch. Die Materie expandiere nicht in einen bereits vorhandenen Raum hinein, sondern der Raum entstehe erst mit der Expansion der Materie. Der Urknall habe deshalb genau genommen an jedem Ort des heutigen Kosmos stattgefunden. Stelle man sich die Expansion des Alls wie einen sich blähenden Ballon vor, würden flächenhafte Bewohner der Ballonoberfläche ganz ähnliche Beobachtungen machen wie wir: Ihr Kosmos expandiert, aber es gibt keinen ausgezeichneten Ort auf der Ballonoberfläche, von dem diese Expansion ausgeht. Denn der Mittelpunkt der Ballonoberfläche liege im Inneren des Ballons, also ausserhalb des für die Flächenbewohner beobachtbaren zweidimensionalen Kosmos. Diese Analogie sei aber für die Wissenschaftler bloss der ungeschickte und letztlich kaum stimmige Versuch der Veranschaulichung der Entstehung des dreidimensionalen Universums. Bislang gebe es nämlich keine Beobachtungen, die diese Vorstellung unterstützten: Alle Messungen ergäben, dass das Weltall «flach» sei, also keine Krümmung aufweise. Damit treffe also auch das Modell der Ballonoberfläche nicht zu und es gebe keinen vierdimensionalen Mittelpunkt des Kosmos.

Doch wir könnten vermutlich nur einen kleinen Teil des Kosmos überschauen und vermessen. Wenn das Universum vor 13,7 Milliarden Jahre entstanden sei, dann könne

uns maximal Licht erreichen, das 13,7 Milliarden Lichtjahre zurückgelegt habe. Die Teile des Kosmos, von denen aus der Lichtweg zu uns grösser sei als das Weltalter multipliziert mit der Lichtgeschwindigkeit, lägen für uns unbeobachtbar hinter dem kosmologischen Horizont. Wenn das Universum aber erheblich grösser sei als dieser von uns beobachtbare Bereich – und vieles deute darauf hin –, dann könnten wir auch keine definitiven Aussagen über den physikalischen Zustand und die Topologie des Universums als Ganzes machen – und damit auch keine endgültige Antwort auf die Frage nach einem Mittelpunkt des Universums erhalten. Um im Ballonbild zu bleiben: Der Ballon sei so riesig, dass wir die Krümmung in dem winzigen Bereich, den wir überblicken könnten, zu schwach sei, um sie zu erkennen.

Ausgehend von diesen immer abstrakteren Gedanken wird Max mit der Zeit in immer noch abstraktere Denkräume katapultiert. Ausgehend von den Grenzen der Erkenntnismöglichkeit unseres Universum wird unser Hobbyastronom mit der Idee des Multiversums oder vielmehr der Multiversen konfrontiert. Der Gedanke, das beobachtbare Universum sei nur ein Teil der gesamten Wirklichkeit, führt nämlich fast zwangsläufig zur Definition eines Multiversums, das zahlreiche mögliche Universen enthält. Der Begriff Multiversum, erfährt Max viel später in einem Buch von Brian Greene, sei im Dezember 1960 von Andy Nimmo geprägt worden, dem damaligen stellvertretenden Geschäftsführer der «British Interplanetary Society, Scottish Branch». Nicht ein Weltall gebe es, sondern viele, die quasi «nebeneinander» existierten. Mehrere Physiker sind offenbar der Meinung, schon die kleinste Änderung eines einzigen physikalischen Gesetzes hätte die normale Entwicklung des Universums derart empfindlich gestört, dass es uns gar nicht gäbe. Anscheinend seien die physikalischen Gesetze – insbesondere die darin enthaltenen Naturkonstanten für die Stärke der fundamentalen Kräfte – fein darauf abgestimmt, unsere Existenz zu ermöglichen. Anstelle einer übernatürlichen Erklärung stellten diese Physiker und Kosmologen in den 1970er-Jahren die Hypothese auf, unser Universum sei nur eines von vielen, in denen jeweils eigene Gesetze herrschten. Nach dem «anthropischen Prinzip» bewohnen wir genau dasjenige Universum, dessen Bedingungen zufällig Leben ermöglichen. (Das anthropische Prinzip besagt, dass das beobachtbare Universum nur deshalb beobachtbar ist, weil es alle Eigenschaften hat, die dem Beobachter ein Leben ermöglichen.) Aus dem ursprünglichen Vakuum entspringe unentwegt eine Vielzahl von Universen, jedes mit seinem eigenen Urknall. Unser All sei demnach nur eine von vielen Blasen innerhalb eines umfassenden Multiversums. In fast all diesen Universen erlaubten die physikalischen Gesetze wahrscheinlich weder die Bildung von Materie in unserem Sinn noch von Galaxien, Sternen, Planeten und Leben. Nur wegen der überwältigenden Anzahl von Möglichkeiten habe die Natur eine Chance gehabt, einmal die «richtige» Kombination von Gesetzen zu treffen. «Wenn ich in der Sahara leben würde, wäre ich ja auch nicht überrascht, dass ich in einer Oase wohne. Es ist einfach der einzige Platz in der Wüste, an dem ich überleben kann», zitiert Max später in seinen Vorlesungen den schwedischen Kosmologen Max Tegmark.

Als Max längst Gymnasium und Studium abgeschlossen und als Dozent und Professor an der ETH Zürich lehrt, zitiert er des öfteren in seinen Vorlesungen Stellen aus dem Buch «Unser mathematisches Universum» von Max Tegmark, in welchem der Wissenschaftler vier Arten von Paralleluniversen beschreibt, schwindelerregend gross und ineinander geschachtelt wie russische Puppen. Das Multiversum Level 1, die simpelste Stufe, bedeute im Grunde, dass es parallele Welten gebe, die unserer Welt ähnlich seien. Multiversum Level 2 enthalte Paralleluniversen, in denen unsere physikalischen Gesetze nicht mehr gälten. Tegmark stelle sich vor, doziert Max, dass sich nach dem Urknall unzählige Paralleluniversen gebildet hätten, die wie Seifenblasen nebeneinander durch den Raum schwebten. Und in jeder Blase befänden sich mehrere Level-1-Multiversen – also parallele Welten, die wir noch nicht hätten entdecken können: Welten in der Welt gewissermassen, mit unterschiedlichen physikalischen Gesetzen in jeder einzelnen Blase. Um Tegmarks drittes Level zu verstehen, helfe es, sich den

deutschen Actionfilm «Lola rennt» von 1998 anzusehen: «Lolas Freund Manni ist in diesem Film ein kleiner Gauner, der Autos verschiebt und gerade mal wieder 100'000 Mark kassiert hat, die er jetzt seinem Boss übergeben muss. Dummerweise vergisst Manni das Geld in der U-Bahn und jetzt ist wirklich Not am Mann. Freundin Lola rennt sofort los, um Geld zu organisieren. Sie bittet ihren Vater in der Bank um Geld – und wird erschossen. Sie erzwingt die Knete vom Daddy – aber diesmal kommt Manni kurz vor der Übergabe bei einem Unfall ums Leben», erzählt Max in einer bewusst «jugendgerechten» Sprache. «Schliesslich gewinnt Lola beim Glücksspiel, die Schulden werden beglichen und alles wird gut. Dreimal 20 Minuten Zeit, dreimal dieselbe Geschichte mit unterschiedlichem Ende, mal tragisch, mal glücklich.» Genau das, führt Max vor seinen Studentinnen und Studenten aus, behauptete Max Tegmark, passiere tatsächlich. Überall, in jeder Sekunde. Max macht eine dramatische Pause, um das Gesagte wirken zu lassen. Tatsächlich geht ein Raunen durch den Hörsaal.

«Das klingt ungeheuerlich, beruht aber auf einer Theorie, die in der Physik sehr ernst genommen wird: auf der Quantenmechanik», fährt Max fort. «Wie Sie wissen, lässt sich mit ihr beschreiben, wie sich die kleinsten Teilchen verhalten, aus denen das All besteht: Atome und ihre Partikel.» Allerdings gebe es in der Quantentheorie einen Punkt, der viele Spekulationen ermögliche: Denn Partikel, so besage diese Theorie, könnten gleichzeitig an verschiedenen Stellen sein. Also, schlussfolgerte Tegmark, müsse auch der Mensch zu einem Zeitpunkt X an verschiedenen Stellen sein können. Denn auch der Mensch sei aus diesen Partikeln gemacht. Jedes Mal, wenn wir eine Entscheidung trafen, nähmen also die kleinsten Teilchen in oder um uns herum verschiedene Zustände an. Und aus jedem dieser Zustände heraus entstehe dann eine neue Welt. Egal, ob wir an einer Kreuzung nach links oder rechts führen, ob wir beim Einkaufen in den Laden A oder den Laden B gingen oder uns in Person A oder B verliebten – in jedem Augenblick entstehe eine neue Parallelwelt.

Es gebe also irgendwo da draussen eine Welt, in der am 11. September 2001 keine Flugzeuge in die Doppeltürme des World-Trade-Centers in New York, Manhattan, gedonnert seien – und diese Parallelwelt befinde sich sozusagen nur Millimeter entfernt von uns. Man könne sich das mit folgendem Bild veranschaulichen: eine Ameise auf der Unterseite eines Blattes ohne nichts von der Existenz einer Fliege, die sich auf der Oberseite desselben Blattes niedergelassen habe – so etwa müsse man sich das vorstellen. Auch wenn es unglaublich klinge: Es gebe unzählige, vielleicht unendlich viele Variationen meiner Person in unzähligen, vielleicht unendlich vielen Paralleluniversen, aberwitzig viele Versionen eines einzigen Lebens.

Wenn man Max als Neunjährigen nach seinem Traumberuf fragt, sagt er stets, er möchte einmal Astronaut werden, obwohl er genau weiss, dass das bei seiner körperlichen Konstitution und der Kurzsichtigkeit seiner Augen kaum möglich sein wird. Das ändert auch nicht, als er mit Bestnoten an ein privates Gymnasium wechselt. Die städtischen Gymnasien sind der Mutter von Max nicht gut genug. Der Vater von Max schweigt wie immer dazu und lässt seine Gattin entscheiden. Max selbst ist es egal, auf welches Gymnasium er geht. Hauptsache, er kann weiterhin seinen Leidenschaften frönen. Und immerhin zwingt ihm die Mutter ihren Kleidergeschmack nicht mehr auf. Er trägt jetzt Hosen mit Schlag und bunte Hemden mit riesigen Krägen und die strohblonden Haare hängen ihm in dünnen Strähnen bis auf die Schultern. Seine Frisur gleicht ein wenig der des Rockgitarristen Johnny Winter. Auf dem Gymnasium vertieft sich auch die zweite Leidenschaft von Max: die Liebe zur Rockmusik. Max, inzwischen 16 geworden, hat ausserdem die Liebe zu Haschisch und Marihuana entdeckt resp. die Liebe zum THC-Rausch. Das ist seine einzige Referenz an «Sex and Drugs and Rock'n'Roll». An Sex ist er jedenfalls nicht oder immer noch nicht interessiert und er weiss gar nicht so recht, ob er überhaupt schon in der Pubertät ist, obwohl das eigentlich so sein müsste, aber er hat noch keine Schamhaare da unten und noch keinen Samenerguss erlebt, obwohl er theoretisch weiss, was das ist. Nein, anstatt dauernd an Sex zu denken wie seine

Klassenkameraden, dröhnt er sich lieber mit Haschisch zu und hört Led Zeppelin, Deep Purple oder Ten Years After oder liest in seinen kosmischen Büchern und Magazinen über Schwarze Löcher und Dunkle Materie.

Inzwischen sind die sechs Mondlandungen von Apollo 11 bis 17 längst Geschichte. Max ist 18 geworden und hat vorzeitig die Matura mit Bestnote 6 abgeschlossen. Das ist ihm nicht in den Schoss gefallen, er hat viel gelernt, trotzdem ist er nicht, was man im engeren Sinn ehrgeizig nennen könnte. Er will sich nicht mit anderen messen, er will nicht «der Beste» sein, Wettbewerb sagt ihm im Grunde nichts. Vielmehr will er sich selbst etwas damit beweisen: «Ich kann es, weil ich es will.» Er hat auch nicht vor, eine Karriere zu machen. Macht interessiert ihn nicht, Ansehen interessiert ihn nicht, Geld interessiert ihn nur insofern, als es ihm die Freiheit gibt, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn interessiert. Und das ist nach wie vor die Kosmologie, die Astronomie, die Raumfahrt. Und Musik: Rock und Blues. Und der THC-Rausch.

Sexualität ist ihm immer noch schnurzipiegal, auch wenn er inzwischen die körperliche Pubertät durchlaufen haben dürfte. Ein paar weissblonde Haare umflaumen sein schwächtiges Gemächt, und manchmal erwacht er aus einem feuchten Traum, an dessen Inhalt er sich aber nicht erinnern kann. Als Präsent für die überaus erfolgreich abgeschlossene Matura schenken ihm seine Eltern eine «Rundreise» mit Besuchen der bekanntesten Universitäten dieser Welt: des Massachusetts Institutes of Technology (MIT) und der Harvard University in Boston, der Stanford University, der University of California in Berkeley und des California Institutes of Technology bei Los Angeles an der Westküste der USA, der Cambridge University und des Imperial College London auf der Insel, der University of Tokyo, der Peking University, der Ludwig-Maximilian-Universität in München, der University of Toronto, der National University of Singapore, der Lomonosov Moscow State University, der Ecole polytechnique in Paris, der Sungkyunkwan University in Südkorea, der University of Melbourne, der Universidade de São Paulo... Er soll sich danach aussuchen können, an welcher Universität er studieren will. Er entscheidet sich trotz der weltweiten Auswahl aber schliesslich doch für die ETH in seiner Heimatstadt Zürich.

Hier schreibt er sich am Institut für Astrophysik ein. Er wohnt weiterhin bei seinen Eltern in der Villa am Zürichberg und auch sonst hat sich sein Alltag nicht sehr verändert seit seiner Gymnasialzeit. Allerdings lernt er in dieser Zeit einen Menschen kennen, mit dem sich erstmals in seinem Leben so etwas wie eine Freundschaft entwickelt. Mohit ist ein Inder, der in der Schweiz studiert: Philosophie, Soziologie, Politologie, aber er besucht eben auch einige Vorlesungen in Astrophysik, da es ihm unumgänglich scheint, sich als Philosoph auch naturwissenschaftliche Kenntnisse anzueignen. Und nach dem Besuch einer dieser Vorlesungen kommen die beiden zufälligerweise ins Gespräch.

Mohit entstammt einer der reichsten Familien Indiens. Sein Grossvater Mohamed Hashem Premji, ein Muslim aus Gujarat, dem Bundesstaat im Westen Indiens an der Grenze zu Pakistan, ist der inoffizielle «Reiskönig von Burma» und seine Firma produziert und vertreibt Speiseöl und Seife. Nach der Trennung Pakistans von Indien 1945 lädt der Gründervater von Pakistan, Muhammad Ali Jinnah, Mohamed Hashem Premji persönlich ein, nach Pakistan zu übersiedeln und seine Geschäfte von da aus zu betreiben, was dieser jedoch ablehnt. Sein Sohn Azim Premji, der Onkel von Mohit, studiert an der University of Stanford, als sein Vater 1966 plötzlich stirbt, Azim sein Studium abbrechen und die Geschäfte des Vaters übernehmen muss. Es gelingt ihm, die Produktpalette der Firma stark zu diversifizieren und neben Speiseöl und Seife Backfett und ähnliche Produkte, Hygieneartikel aus lokaler Produktion, hydraulische Zylinder sowie Haar- und Babypflegeprodukte anzubieten. Dank seines visionären Geistes setzt er bereits in den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts auf das Potenzial der Informationstechnologie. Azim Premji benennt seine Firma in Wipro um und beginnt in

Bangalore mit der Produktion von Mikrocomputern. Später beschäftigt sein Unternehmen 140'000 Mitarbeitende. Neben seiner Tätigkeit als Geschäftstycoon ist der Vorsitzende von Wipro auch ein bedeutender Philanthrop und wird deshalb gern als «Bill Gates von Indien» bezeichnet. Laut dem Magazin «Forbes» ist er zwischen 1999 und 2005 der reichste Mann des Landes. Medien berichten immer wieder, wie bescheiden Premji selbst lebt. «Indische Unternehmer müssen Vorbilder sein, sie dürfen nicht in Luxusgefilde abheben», wird er zitiert. 2013 beglückt der Mogul eine indische Wohltätigkeitsorganisation, die er selbst kontrolliert, mit einer Riesenspende von 2,3 Milliarden Dollar. Die Azim Premji Stiftung finanziert Programme zur Ausbildung indischer Lehrer sowie den Bau von Schulen. Diese Spende ist eine der grössten Einzelzuwendungen in der Geschichte des Landes.

Das weiss Max natürlich alles noch nicht, als er Mohit zum ersten Mal trifft. Onkel Azim ist auch noch weit entfernt von seinen geschäftlichen Höhenflügen. Max sitzt in der Mensa vor einem Kaffee, vor sich ein aufgeschlagenes Buch mit dem Titel «Properties of Expanding Universes», das die Doktorarbeit eines jungen Wissenschaftlers namens Stephen Hawking enthält, der an der Krankheit Amyotrophe Lateralsklerose (ALS) leidet und sein Leben seit 1968 im Rollstuhl verbringt, auf den er bis zu seinem Tod 2018 angewiesen sein wird. Max wird von dem jungen Inder mit dem strahlenden Lächeln freundlich gefragt, ob der Platz vis-à-vis noch frei sei. Im ersten Impuls noch unwirsch, bejaht er verwirrt die Frage des Studenten. An Mohit fällt ihm zuerst der dunkelleuchtende Blick auf und dessen dichtes, glattes, tiefschwarzes Haar, das nach hinten gekämmt und zu einem Rossschwanz gebunden ist. Unwillkürlich fährt ihm der Gedanke durch den Kopf, was für ein schöner Mann das sei. Das ist ungewohnt für ihn, beurteilt er das Äussere seiner Mitmenschen doch nie nach ästhetischen Kriterien, er beurteilt das Äussere von Menschen normalerweise überhaupt nicht, weil ihn das nicht interessiert. Mohit ist schlank, etwa 1.80 gross und hat eine dunkelbraune Hautfarbe. Er trägt ein schlichtes weisses Hemd und Blue Jeans. Seine Stimme ist wie flüssiges Öl, sanft und kräftig, und er hat ausdrucksstarke schöne Hände. Das alles fällt Max mit einem Blick auf, und dass es ihm auffällt, irritiert ihn gewaltig. Der Inder spricht ein Englisch mit einem kaum wahrnehmbaren indischem Akzent.

Was er denn da lese, will der Inder von ihm wissen. Max räuspert sich und sagt dann leise: «Es geht in dem Buch um den Kosmos oder vielmehr um die Expansion des Universums.» Er räuspert sich noch einmal und sagt dann etwas lauter: «Es ist ziemlich schwierig zu verstehen. Ich studiere Astrophysik.» Das klingt beinahe entschuldigend. «Ein faszinierendes Wissensgebiet», sagt Mohit. «Leider kann ich mich nur am Rand damit beschäftigen. Meine Hauptfächer sind Philosophie und Soziologie. So, wie ich das verstehe, gibt es aber viele Berührungspunkte zwischen Astrophysik und Philosophie. Beide beschäftigen sich mit ganz ähnlichen Fragen: Woher kommen wir? Was ist der Ursprung der Welt? Warum gibt es uns Menschen? Schon Immanuel Kant hat sich in seiner «Kritik der reinen Vernunft» mit dem Universum beschäftigt. Es konfrontiert uns mit den Grenzen unserer Erkenntnis und unserer Vorstellungskraft. Weder können wir uns ein endliches Universum vorstellen noch ein unendliches. Verdammte Scheisse!» – «Wie bitte?», fragt Max verwundert nach. «Verzeih mir bitte», antwortet Mohit verlegen, «aber ich leide an einer milden Form des Tourettesyndroms. Dies lässt meinen Wortschatz manchmal ins Vulgäre abrutschen. Achte bitte einfach nicht drauf. Wo waren wir? Ach ja, bei der Unendlichkeit des Universums.» – «Das mit dem Tourettesyndrom stört mich übrigens nicht. Eher im Gegenteil. Bin selber ein komischer Kerl. Ja, die räumliche Unendlichkeit lässt sich mit dem menschlichen Gehirn nicht erfassen; übrigens auch die zeitliche Unendlichkeit nicht. Stellen wir uns doch nur mal spielerisch die Frage: Was wäre wohl schlimmer, ewig zu leben oder ewig nicht zu leben?» – «Hmm», Mohit denkt eine Weile nach, «gute Frage.» Mohit lacht: «Immer, wenn jemand «gute Frage» sagt, ist es eine Frage, auf die er keine Antwort weiss. Ich heisse übrigens Mohit.» Mohit streckt Max seine schöne rechte Hand entgegen, worauf Max einschlägt und die

beiden die Hände gerade ein bisschen zu lange ineinander ruhen lassen, als dass es Zufall sein kann.

Damit ist das Eis gebrochen. Die beiden plaudern über eine Stunde lang, länger, als Max seit Jahren, wenn überhaupt je, mit jemandem ein Zweiergespräch geführt hat. Max ist seltsam angerührt von dieser Begegnung. Mohit ist ein intellektuell ebenbürtiger Gesprächspartner für ihn, das hat er sofort erkannt. Vom Typ her ist Mohit jedoch ganz anders als er, extravertiert, sozial offen, relaxed, jemand, der mühelos die Herzen anderer erreichen kann.

In den folgenden Tagen stellt Max fest, dass die Begegnung mit Mohit eine Sehnsucht in ihm geweckt hat, eine Unruhe, die er nicht recht einordnen kann. Als er Mohit weitere Male zufällig trifft und sie sich jedes Mal wie alte Freunde begrüßen, stellt Max fest, dass sein Herz bei diesen Begegnungen jeweils schneller zu schlagen beginnt. Was ist nur los mit mir?, denkt er, bin ich krank oder werde ich gar verrückt? Er kann sich nicht vorstellen, was Mohit an ihm interessieren könnte, natürlich sein Intellekt, was denn sonst, aber das erklärt nicht ganz die liebevolle Zuwendung, die Mohit ihm entgegenbringt. Schliesslich kommt es dazu, dass Mohit Max das erste Mal zu sich nach Hause einlädt. «Ich bin gar kein schlechter Koch», sagt Mohit. «Kennst du die indische Küche?» – «Nicht wirklich», antwortet Max, «ich habe ein paar Mal in indischen Restaurants gegessen, hier in Zürich und vor allem auch in England, aber in Indien war ich noch nie. Wahrscheinlich trifft man nur in Indien auf die authentische indische Küche.» – «Na ja, es gibt in Europa und sogar in Zürich ganz gute indische Restaurants, aber du hast schon recht: Das ist Mainstream-Gastronomie. Wobei ›indische Küche‹ natürlich eine genauso grobe Verallgemeinerung ist wie etwa die ›chinesische Küche‹ oder auch die ›italienische Küche‹. Sogar in der kleinen Schweiz gibt es ja je nach Region verschiedene ›Schweizer Küchen‹. Nein, ich will dich mit den Geheimnissen der Gerichte von Bangalore bekanntmachen, wo ich aufgewachsen bin.» Und mit einem Augenzwinkern fügt er noch hinzu: «Manche indischen Gerichte sollen sogar eine erotisierende Wirkung haben.» Max weiss nicht, was er darauf antworten soll, und lächelt nur verlegen.

Am Abend der Einladung ist Max sehr nervös, worüber er sich ärgert. Noch nie ist es vorgekommen, dass er sich bei einer Einladung überlegt hat, wie er sich anziehen soll. Schliesslich ringt er sich dazu durch, auf seinen Hippie-Schlabberlook zu verzichten und in die Stadt zu fahren, um eine weisse Jeans ohne übertriebenen Schlag und ein taubenblaues Hemd ohne übergrossen Kragen zu kaufen – plus ein Parfum, was ebenfalls eine Premiere ist. Max steht gleichsam neben sich, sieht sich zu, schüttelt den Kopf und denkt: Was ist denn in den gefahren? Auch kauft er als Mitbringsel eine teure Flasche Wein, weil er weiss, dass Mohit gern Wein trinkt. Er selbst, Max, trinkt kaum jemals Alkohol. Er zieht, wie gesagt, den THC-Rausch vor.

Mohit empfängt Max mit einer aussergewöhnlichen Geste: Er umarmt ihn, drückt ihn an sich, was Max ungeschickt und verlegen erwidert. Mohit lebt in einer grossen, ruhigen Wohnung im Zürcher Seefeld, die geschmackvoll eingerichtet ist. Ein grosser Raum mit zwei sich gegenüberliegenden raumhohen Fensterfronten ist der Wohn- und Essbereich, daneben gibt es noch ein Schlafzimmer, ein Arbeitszimmer mit Bibliothek, eine Küche und zwei Badezimmer. Die Einrichtung ist teuer, aber nicht protzig, eine raffinierte Mischung aus indischer und europäischer Inneneinrichtung. Der indische Anteil an der Inneneinrichtung hat einen grellen Charakter und verfügt über viele üppige Details. Auf der anderen Seite spürt man auch einen gewissen Asketismus. Die geometrischen und kühnen Muster auf den dunkleren Möbelstücken sehen eher zurückhaltend und streng aus. Typische Farben in den Räumlichkeiten von Mohit sind Kurkuma, Kreuzkümmel, Curry, Kardamom. Einen prominenten Platz in der Wohnung nimmt ein grosses Gemälde des tanzenden Shiva Nataraja – König des Tanzes – ein.



Nachdem Mohit Max Platz zu nehmen gebeten und ihm ein Glas Champagner angeboten hat, zeigt er unvermittelt auf das Bild und sagt: «Die Mythen des Hinduismus und die Astrophysik haben mehr gemeinsam, als man auf Anhieb denken könnte. Der Tanz des Shiva ist der berühmteste aller Tänze im Hinduismus – wenn nicht der Welt überhaupt. Der Tanz ist symbolisch wie die meisten Tänze der indischen Kultur. Und das heisst: In diesem Tanz ist jede Geste, jede Mimik, jedes noch so kleine Detail mit Bedeutung aufgeladen. Wir sehen einen Shiva mit vier Händen und zwei Beinen – tanzend auf Apasmara, dem Dämonen der Unwissenheit. Shiva hält seine Sanduhr-Trommel, Damaru genannt, in der oberen Hand seiner rechten Hände. Das Rasseln des Damaru symbolisiert den Klang eines gerade entstehenden Universums. Ausserdem soll auch die heilige Sprache der Inder, das Sanskrit, aus den Trommelschlägen der Damaru entstanden sein. In der oberen seiner beiden linken Hände hält Shiva das Pralayagni – das Feuer der Zerstörung. Es steht für den Untergang des Universums.» – «Was soll das heissen: Untergang des Universums?» – «Wörtlich genau das, was damit ausgesagt wird: Der verflochtene Untergang des ganzen Universums. Der ultimative Shutdown der ganzen Scheisse! Untergang ist für uns Inder keineswegs etwas Negatives, im Gegenteil. Das Universum ist nichts als Illusion. In ihm zu leben bedeutet: Unwissenheit. Die Zerstörung dieser Illusion ist also willkommen und verheisst Reinigung und Regeneration. Die untere rechte Hand von Shiva befindet sich in der Stellung des Abhaya-Mudra. Abhaya heisst soviel wie Mut oder Furchtlosigkeit. Dieses Mudra verleiht Schutz und Frieden, indem es Angst und Furcht auflöst. Das Mudra wird immer mit der rechten Hand gebildet – so auch hier. Die Finger der Hand sind geschlossen, die Handfläche selbst ist nach vorn gedreht – die Furcht soll abgewendet werden. Das Abhaya-Mudra soll auch bewirken, dass sich quälende Eifersucht transformieren kann. In der linken hinteren Hand hält Shiva eine offene Flamme direkt in der Hand, was für das Prinzip der Zerstörung steht. Der rechte Fuss von Shiva steht auf dem schon erwähnten Zwergdämonen Apasmara. Apasmara bedeutet so viel wie Unwissenheit, Verblendung, Ignoranz: Apasmara ist es, der den Menschen aus der eigenen Balance bringt. Habe ich das schon gesagt? Apasmara ist ein Zwergdämon, vergessen wir das nicht. Er hat keine wirkliche Macht, dieser idiotische Zwerg.»

Max nickt, und Mohit fährt fort: «Die Menschen, so wird erzählt, baten Ihren Gott Shiva um Hilfe gegen Apasmara. Shiva kam und tötete den Dämonen – indem er, wie gesagt, mit seinem linken Fuss auf dem Körper von Apasmara tanzte, bis er den Dämon ganz zerstört hatte. Auf der Stirn von Shiva siehst du sein drittes Auge – Zeichen seiner Göttlichkeit. Das dritte Auge ist dir vielleicht aus Berichten über Meditation bekannt. Es wird durch den roten Punkt symbolisiert, den viele Inderinnen und Inder zwischen ihre Augenbrauen gemalt haben. Beim dritten Auge handelt sich um das Stirnchakra, welches in der Mitte des Kopfes sitzt. Chakras sind im Yoga die Energiezentren in der Aura des Menschen. Mit dem Dritten Auge ist aber auch die Zirbeldrüse gemeint. Die Zirbeldrüse, welche höchst lichtempfindlich ist, ist zuständig für die Produktion und Ausscheidung einer Substanz, welche bekannt ist unter der Bezeichnung DMT (Dimethyltryptamin). Während des Geburtsprozesses und des Sterbevorgangs werden grosse Mengen dieser Entheogens ausgeschüttet. DMT ist auch der Hauptwirkstoff der Naturdroge Ayahuasca, des stärksten Halluzinogens überhaupt, das seit Jahrtausenden in vielen mystischen Naturreligionen eine Rolle spielt. Aber nehmen wir mal einen Schluck von diesem ausgezeichneten Champagner, der uns – auf einem sehr viel niedrigeren Niveau natürlich – auch beflügeln kann.»

Max fühlte sich beinahe erschlagen von dieser Fülle an Informationen. Er ahnte, dass sich hier eine ganz neue Welt für ihn auftat – eine Vorstellung, die seine Knie zittern liess vor Angst. Hastig lehrte er sein Glas Champagner, das ihm sofort in die Kopf stieg, und liess sich widerstandslos ein zweites Glas auffüllen. «Shiva wird meist mit einer Schlange um Handgelenk oder auch um seinen Hals dargestellt», fährt Mohit fort. «Sie steht für die kosmische Energie, die Shiva bändigt und für die Menschen nutzbar macht. Die Schlange ist für die Inder heilig. Als Weltenschlange, als Quelle der Fruchtbarkeit gilt sie als das Symbol des Lebendigen überhaupt. Sie ist auch Kundalini, die als Schlangenkraft in tantrischen Schriften beschriebene ätherische Kraft im Menschen. Im Tantrismus spricht man metaphorisch von einer schlafenden, zusammengerollten Schlange, wie sie in jedem Menschen am unteren Ende der Wirbelsäule, im untersten Chakra, liegt. Durch yogische Praktiken kann sie erweckt werden und aufsteigen, wobei die transformierenden Hauptenergiezentren oder Chakren durchstossen werden. Erreicht sie das oberste Chakra, soll sie sich mit der kosmischen Seele vereinigen und der Mensch das höchste Glück der Erleuchtung erlangen. Aber weiter mit der Symbolik im Bild: Das Wasser des Ganges fliesst durch das Haar von Shiva. Die Göttin Ganga lässt es mit gewaltiger Wucht aus dem Himmel auf die Erde rauschen. Doch durch das Haar von Shiva wird es sanft bis hinunter auf die Erde geleitet. Zusammengefasst: Shiva erzeugt und zerstört die Welt zugleich mit seinem ekstatischen Tanz, ist zugleich Gott des Lebens und des Todes. Werden, Vergehen und Wiedererstehen: Shivas Tanz selbst ist eine Metapher für das Geheimnis des Lebens als Ganzes. Das ist doch eine höchst aktuelle Deutung unserer Existenz und durchaus kompatibel mit den Erkenntnissen der modernen Wissenschaften, findest du nicht?»

Max nickt: «Das muss ich mir allerdings zuerst noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Bist du eigentlich ein religiöser Mensch, ein überzeugter Hindu? Ich persönlich habe mich bisher immer als eingefleischten Atheisten betrachtet.» – «Im traditionellen Sinn bin ich natürlich kein religiöser Mensch und auch kein Anhänger des Hinduismus. Im Namen des Hinduismus wird genauso viel grausamer Unsinn getrieben wie im Namen aller anderen Religionen, nicht einmal den Buddhismus, die friedlichste aller Religionen, ausgenommen. Jede spirituelle Bewegung, die zur Religion verkommt, pervertiert. Aber ich bin davon überzeugt, dass die menschliche Existenz in einen so viel grösseren Zusammenhang eingebettet ist, dass es unseren Verstand um das Millionenfache oder Milliardenfache übersteigt – was ja auch dein Fachgebiet, die Astrophysik, eindrücklich demonstriert. Und ja, ich glaube, dass der Mensch in seltenen Ausnahmezuständen etwas von diesem grösseren Zusammenhang erspüren, erahnen kann. Aber setzen wir uns doch jetzt zu Tisch, um etwas zu essen und wieder auf den Boden zu kommen.»

Mohit ist wirklich ein ganz ausgezeichneter Koch. Max kostet von Speisen, deren Geschmack und Konsistenz er bis jetzt noch nicht einmal hätte erahnen können. Zum Beispiel serviert Mohit Minichapatis mit Curryblätter-Zimt-Kokosöl-Essenz und ein Curry aus Ocras, einer Pflanzenart aus der Familie der Malvengewächse, auf Sali-Reis mit Knoblauchschaum. Und erst die gelierten Spargel-Ghee-Phallen – eine wahre Geschmacksexplosion! Dann gebackene Austern auf Pak-Choi – ein Gedicht! Und als Hauptspeise gibts Hummer mit Vanille, Kardamom, Erdbeeren und Spargel. Und dazu vom besten Champagner, den man in Zürich kaufen kann. Mohit hat gesagt, dass Speisen eine aphrodisierende Wirkung haben können. Max weiss nicht, ob das stimmt. Aber er hebt ab in eine andere Welt. Ihm ist schwindlig, er weiss nicht mehr, was er redet und welche Worte er von Mohit hört. Ein solches Wohlgefühl durchströmt ihn, wie er es noch nie gekannt hat. In einem hellen Moment denkt er: Das ist Glück! Dann fällt er in einen tiefen goldenen Schlaf.

Als er am nächsten Morgen die Augen öffnet, weiss er zuerst eine ganze Weile nicht, wo er ist. Er befindet sich in einem Bett mit weinroter Bettwäsche aus Satin. Er sieht einen dunkelbraunen Arm mit einer wunderschönen Hand, die auf seiner nackten Brust liegt. Er erschrickt. Was ist geschehen? Was hat er nur getan? Sein Hirn ist in einem Zustand, als würde sein Geist auf einer federleichten kleinen weissen Wolke schweben. Er hat keine Kopfschmerzen, aber ganz nüchtern ist er jedenfalls noch nicht. Dann erinnert er sich an den gestrigen Abend, an Mohit. Auf einmal breitet sich ein siedendheisses Gefühl in seinem Körper aus. Eine Mischung aus Erkenntnis, Scham und Freude. Er liegt ganz still da und geniesst für eine Weile diese Gefühlsmischung, aber mit der Zeit wird die Scham immer stärker, lässt ihn aufstehen und nach seinen Kleidern suchen. Er bemerkt getrocknete Körperflüssigkeiten an seinem nackten Unterleib, was seine Scham noch verstärkt. Ich muss unbedingt duschen, denkt er sich, ich muss dieses Zeugnis meiner Unbeherrschtheit unbedingt von meinem Körper beseitigen! Nun beinahe panisch torkelt er ins Badezimmer, stellt sich unter die Dusche, lässt das heisse Wasser über seinen Körper strömen, während ein Schluchzer aus seiner Kehle entweicht. So nackt, so ungeschützt, hat er sich noch nie in seinem Leben gefühlt, so wehrlos, so hilflos, so ausgesetzt.

Als er zurück ins Wohnzimmer taumelt, hat Mohit, der in einem orangenen seidenen Bademantel mit umwerfend schöner Ornamentik steckt, bereits das Frühstück aufgedeckt. Es riecht betörend nach frischem Kaffee, dazu gibt es frische Brötchen, Eier, Käse, Butter und Honig. «Na», fragt Mohit fröhlich, «hast du gut geschlafen?» Max lässt sich auf einen Stuhl fallen, ohne zu antworten. Nach einer Weile fragt er, während Mohit Kaffee einschenkt: «Was haben wir letzte Nacht nur gemacht?» – «Wir haben uns königlich zusammen vergnügt. Wir haben unsere Köpfe ausgeschaltet und uns ganz unseren Körpern hingegeben.» – «Das heisst», hebt Max mit rauher Stimme an, «wir haben uns...» Er verstummt. «Ja, wir hatten zusammen Sex», sagt Mohit, «und du warst ganz wunderbar. Dein übereckter, haarloser weisser Körper hat mir sehr gefallen. Du hast dich mir voll und ganz hingegeben. Wie gesagt: Es war himmlisch.» Max schweigt eine Weile geschockt und sagt dann: «Ich hatte noch nie Sex!» – «Dann wurde es ja höchste Zeit. Wie alt bist du? Dreiundzwanzig?» – «Im März werde ich vierundzwanzig. Warum hast du das gemacht?» – «Was ich gemacht habe? Nichts habe ich gemacht! Mein Körper wollte deinen Körper, und dein Körper wollte meinen Körper: berühren, streicheln, küssen, aneinander reiben, durchdringen, was weiss ich. Was ist daran nicht okay?» Max überlegt eine Weile, während er einen Schluck Orangensaft trinkt. «Du hast mich verführt! Du hast mich zu etwas angestiftet, was ich gar nicht wollte! Du hast gemacht, dass ich meine Beherrschung verliere! Und nun bin ich gar nicht mehr ich selbst. Ich weiss überhaupt nicht mehr, wer ich bin.» – «Das ist doch gut: Du bist daran, einen neuen Teil deiner selbst kennenzulernen. Ja, ich gebe es zu: Ich wollte sehen, ob es mir gelingt, dich aus deinem intellektuellen Elfenbeinturm herauszulocken.» – «Und dabei hast du mich mit deinen raffinierten Speisen verzaubert und betrunken gemacht.

Du solltest dich schämen! Hast du solche Sachen schon oft gemacht?» – «Aber ja doch, das mache ich die ganze Zeit, das ist doch nichts als natürlich! Ich bin bisexuell und liebe Menschen jeglichen Geschlechts. Wie auf jedem Gebiet, bin ich auch auf diesem ein sehr neugieriger Mensch.» Sie schweigen und essen, sie essen und schweigen. Schliesslich sagt Max: «Hör mal, Mohit, so etwas darf nicht wieder vorkommen! Wir können weiterhin Freunde sein, doch, das möchte ich wirklich, ich möchte auf die Gespräche mit dir nicht verzichten, wir können weiterhin Freunde sein, aber ohne uns zu berühren.» – «Das ist zwar schade», antwortet Max, «aber wie du willst. Ich werde deinen Wunsch oder vielmehr deine Forderung selbstverständlich akzeptieren.»

in der folgenden Zeit verändert sich die Beziehung zwischen Max und Mohit. Aus einem Gefühl heraus, dass er nicht benennen kann, das wir als gottähnliche Verfasser dieses Berichts aber unschwer als Verliebtheit erkennen, wird Max immer abhängiger von Mohit. Er versucht zwar krampfhaft, zu seiner früheren intellektuellen Distanziertheit zurückzufinden, aber das gelingt ihm nicht. Dauernd muss er an Mohit denken: Was macht er wohl gerade? Wo ist er? Zu diesen Gedanken gesellt sich Eifersucht: In welchen Betten treibt er sich wohl wieder rum? Zwar treffen sie sich immer noch regelmässig und führen immer noch gute, gehaltreiche Gespräche, aber es ist jetzt eine gewisse Spannung zwischen ihnen, die allerdings eher von Max ausgeht als von Mohit. Manchmal fährt Mohit weg, nach Indien oder sonst wohin, schliesslich hat seine Familie viel Geld und er ist in manche ihrer Geschäfte eingebunden, und diese Zeiten der Abwesenheit sind für Max unerträglich.

Eines Tages – Max ist längst fertig mit dem Studium, das er summa cum laude abgeschlossen hat, und arbeitet jetzt als Assistenzprofessor an der ETH Zürich – eröffnet Mohit ihm: «Ich ziehe weg aus Zürich. Endgültig.» Max erschrickt: «Warum? Wohin willst du denn?» – «Es ist kompliziert und würde zu weit führen, wenn ich es dir hier erklären müsste. Aber glaube mir: Es ist wichtig!» Max ist angst und bang. «Bitte sag mir doch, worum es geht! Kann ich nicht mit dir mitkommen? Ich glaube, ich würde es nicht aushalten ohne dich hier in dieser kleinen engstirnigen Stadt.» – «Das klingt ja ganz so, als ob du verliebt in mich wärst! Gott verdammt, was für eine verquirelte Scheisse!», lacht Mohit. «Nein, nein», sagt Max, «es ist nur so, dass ich mich an unsere Gespräche, unser Zusammensein gewöhnt habe. Du bist doch mein einziger Freund!» – «Du solltest dich eben mehr öffnen, dann würdest du sicher neue Freunde finden. – Aber vielleicht ist die Idee, dich mitzunehmen, gar nicht so schlecht. Wahrscheinlich könnten sie in der Felsenarena gut einen weiteren Astrophysiker, noch dazu einen so glänzenden wie dich, gebrauchen. Und dort würdest du bestimmt neue Freunde finden!» – «Felsenarena? Wovon sprichst du?» – «Darüber, was ich dir jetzt erzähle, musst du anderen gegenüber schweigen, versprich es mir!» – «Du hast mein Ehrenwort.» – «Gut, ich vertraue dir – wenn nicht dir, wem sonst? Die Felsenarena ist eine Art Eliteinstitut in den Bergen der malaysischen Provinz Sarawak, in dem die zukünftigen Leader der Welt ausgebildet werden sollen.» – «Leader der Welt? Ich versteh das nicht.» – «Im Verlauf des 21. Jahrhunderts wird es je länger, je mehr nur noch darum gehen, das Überleben der menschlichen Spezies zu sichern – eine wahrhaft heroische Aufgabe. Denn so, wie sich die historische Entwicklung momentan präsentiert, ist die Menschheit dabei, kollektiven Selbstmord zu begehen. Das liegt einerseits an komplett unfähigen Führern in Wirtschaft und Politik, die den Paradigmenwechsel noch nicht vollzogen haben, und andererseits an der grossen Mehrheit der Menschheit, die durch das herrschende Dogma von Macht und Besitz zwangsläufig in eine immer extremere Verdummung hineingezwungen wird. Aus diesem Grund ist es zwingend notwendig, eine neue Elite – und zwar in jedem Bereich: der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Politik, der Kunst – zu schaffen: einer Elite eben, für die nicht Besitz und Machterhalt zähle, sondern die Rettung der menschlichen Spezies. Und die ist nur zu retten, wenn auch der ganze Rest (Fauna, Flora, Klima etc.) gerettet werden kann. Wenn Meere über die Ufer treten, fruchtbare Landstriche veröden, riesige Küstenstädte von der Landkarte verschwinden, Wasser ein defizitäres Gut wird und das Leben auf der Erde zu einem furchtbaren Überlebenskampf wird, spielen

Statusüberlegungen nur noch für absolut verrückte und deshalb dem Untergang geweihte Despoten eine Rolle.» – «Und wer wird in die Felsenarena aufgenommen? Welche Studierenden, meine ich?» – «Natürlich nur solche, die es sich leisten können – also solche, die später, nach Abschluss ihrer Ausbildung, etwas bewirken können.» – «Und wie sieht diese Ausbildung aus?» – «Die Ausbildung verläuft zweiteilig: Im Theorieteil werden die Kandidaten vor allem mit philosophisch-ethischem, geschichtlichem, kulturellem, spirituellem, naturwissenschaftlichem, psychologischem und neuronalem Wissen konfrontiert (und mit der gebührenden Distanz auch mit wirtschaftswissenschaftlichen Theorien), es wird aber auch mit Meditation und halluzinogenen Drogen experimentiert. Im praktischen Teil dagegen bekommt das Ganze eine existentielle Tiefendimension: Ganz abgestimmt auf den individuellen Einzelfall werden die zukünftigen Leader beider Geschlechter in ein einjähriges Praktikum geschickt. Der eine wird für ein Jahr in ein absolut alltägliches thailändisches Kloster gesteckt, ein anderer zum Rikshafahrer in Kolkata verdonnert, wieder andere werden als Bettler oder Strassendiebe auf die Piste geschickt, andere arbeiten vielleicht einfach in einer Putzkolonie, in einem Supermarkt, einem Spital oder einem versifften Puff. Entscheidend ist, dass die Kandidaten am Schluss der Jury ein Manuskript vorlegen müssen, das durch Sachkenntnis, philosophische Tiefe, grosse Menschenkenntnis und literarische Qualitäten absolut besticht. Mittelmass wird keinesfalls toleriert. Entspricht der Schlussbericht nicht dem Geschmack der Jury, müssen (oder dürfen) die Kandidatinnen und Kandidaten die Mühsal – die Chance – eines weiteren Praktikumsjahrs auf sich nehmen und eine Extrarunde drehen, bis ihre Auswertungen den Ansprüchen der Jury genügen.» – «Das klingt interessant», sagt Max, «das muss ich mir durch den Kopf gehen lassen. Was wird denn deine künftige Aufgabe in der Felsenarena sein?» – «Ich wurde als rechte Hand des Institutsleiters rekrutiert, der übrigens auch Max heisst und ebenfalls aus der Schweiz stammt, aber im Gegensatz zu dir ein indisches Aussehen wie ich hat. Vielleicht ist das ein Omen, das uns beide für die Felsenarena prädestiniert.»

Am 17. Juli 2014 besteigt Max an einem strahlenden Sommertag in Zürich ein Flugzeug der KLM, mit dem er nach Amsterdam fliegt, um von dort die Maschine der Malaysian Airlines nach Kuala Lumpur zu nehmen. In KL hat er einen Anschlussflug der Air Asia nach Kuching auf Sarawak gebucht, von wo ihn ein Kleinbus zur Felsenarena transportieren soll. Mohit ist bereits zwei Wochen vor ihm abgereist. Auf dem Flughafen Schiphol in Amsterdam steigt Max zusammen mit 282 anderen Passagieren, darunter 80 Kindern, in die Boeing 777-200ER mit der Flugnummer MH17. Dazu kommen noch 15 Besatzungsmitglieder, darunter vier Piloten. Max ist ausserordentlich nervös, als er die Maschine besteigt. Er leidet nicht unter Flugangst und ist sich das Fliegen, zumal nach seiner Reise an die berühmtesten Universitäten der Welt, gewohnt. Aber er fürchtet sich vor dem Ungewohnten, das vor ihm liegt. Er ist nun mal kein Abenteuertyp. Ein Aufbruch ins Ungewisse beflügelt ihn nicht. Natürlich freut er sich auf das Wiedersehen mit Mohit, auch freut er sich auf die Arbeit mit den Studenten und den Austausch mit den zukünftigen Kollegen, aber die Nervosität übersteigt die Vorfreude, weshalb er, sobald er sich auf seinem Sitz mit der Nummer 46 A niedergelassen hat, eine Tablette des Beruhigungsmittels, das er sich hat verschreiben lassen, schluckt. Er versucht, sich mit der Lektüre des mitgenommenen Exemplars der Zeitschrift «The Astrophysical Journal» abzulenken, was ihm aber nur schlecht gelingt. «This ist your captain speaking», hört er aus dem Bordlautsprecher, «my name ist Wan Amran Bin Wan Hussin, and beside me ist my colleague and co-pilot Eugene Choo Jin Leong. On behalf of the flight crew, let me welcome you aboard Malaysia Airlines Flight MH17 to Kuala Lumpur. We should touch down in KL at 6:10 local time, depending on this headwind.» Sobald das Flugzeug abgehoben hat, bestellt Max bei der Flight Attendant einen Whisky – ungewohnt für ihn, der normalerweise (wieder) keinen Alkohol trinkt und schon gar nicht tagsüber. Aber er will einfach diesen furchtbaren metallischen Geschmack in der Kehle loswerden und die Enge in seinem Hals, die ihm den Atem benimmt. Nach dem dritten Drink, während das Flugzeug Deutschland und Polen überquert, schlummert

Max ein. Augenblicklich fällt er in einen eigenartigen Traum. Er träumt, in einem Flugzeug zu sitzen. Das ist völlig normal. Aber etwas stimmt trotzdem nicht. Was ist es nur? Max denkt in seinem Sessel in der Business-Class angestrengt nach. Die Fluggeräusche deuten auf nichts Ungewöhnliches hin. Die Boeing gleitet völlig ruhig durch die Nacht. Keine Luftlöcher sind zu spüren, keine Turbulenzen zu verzeichnen. Plötzlich wird es Max bewusst: Er ist der einzige Fahrgast in der Business Class. Das irritiert ihn. Er steht auf und öffnet den Vorhang, der die Business Class von der Economy abtrennt: aber auch diese ist leer. Kein einziger Fahrgast befindet sich im Flugzeug. Unglaublich. Dabei ist dies doch ein gewöhnlicher Linienflug. Was aber noch beunruhigender ist: es zeigt sich auch niemand von der Crew. Zunehmend nervöser werdend, geht Max auf das Cockpit zu. Kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Keine Passagiere, keine Crew. Nein, das kann nicht sein. Er öffnet die Tür zum Cockpit. Nur die Lichter der Armaturen, das Flimmern der Bordcomputer. Er befindet sich allein an Bord der Maschine, die ruhig durch die Nacht fliegt. Gerade dies, die Tatsache, dass nichts Dramatisches passiert – noch nichts Dramatisches passiert –, verstärkt das Grauen, das Max zunehmend empfindet. Das Schlimmste an dieser Situation aber ist: Er kann nichts tun! Er ist dem allem einfach ausgeliefert. Früher oder später wird das Flugzeug abstürzen, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche, spätestens dann, wenn der Maschine der Sprit ausgeht. Und er kann nichts tun! Ausser warten, abwarten, ausser sich selbst in dieser Situation aushalten, was schier unerträglich ist, um dann im abstürzenden Flugzeug zu sitzen, ganz allein. Als wäre er der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der letzte, der übrig geblieben ist. Diese Erkenntnis erfüllt Max mit einer Bitterkeit, wie er sie bisher noch nicht gekannt hat.

Eigentlich wäre dies eine Situation, die einen zur Erleuchtung führen könnte.

Er erwacht nach Atem ringend, kurz bevor das Flugzeug den ukrainischen Luftraum erreicht. Die westliche Ukraine überfliegt MH17 in einer Höhe von 33'000 Fuss, was ungefähr zehn Kilometern entspricht. Um 12:53 Uhr UTC fragen die Fluglotsen an, ob MH17 auf die im Flugplan vorgesehene Höhe von 35'000 Fuss steigen könne, auch um Platz für eine von Nordwesten auf 33'000 Fuss herannahende Maschine – Singapore-Airlines-Flug SQ351 – zu machen. Die Piloten lehnen dies jedoch ab, woraufhin SQ351 auf 35'000 Fuss steigt. In der Umgebung der MH17-Flugroute gibt es mehrere Gewitter. Gegen 13 Uhr genehmigt die Flugverkehrskontrolle eine wetterbedingte Abweichung von der vorgesehenen Route in nördliche Richtung, während sie einen angefragten Anstieg auf 34'000 Fuss ablehnt. Das Flugzeug dreht etwas nach links und erreicht den Luftraum um Donezk, der bis zu einer Höhe von 32'000 Fuss gesperrt ist. Um 13:20 Uhr befindet es sich etwa 7 km nördlich der geplanten Route und nahe der Ortschaft Rossypne, als der Funkkontakt mit den Fluglotsen abbricht. Die Aufzeichnungen des Cockpit-Stimmenrekorders und des Flugdatenschreibers stoppen um 13:20:03 Uhr UTC bei einer Flughöhe von 33'000 Fuss und normaler Reisegeschwindigkeit.

In der letzten Sekunde seines Lebens schüttet die Zirbeldrüse im Hirn von Max eine grosse Menge des Entheogens DMT aus. Die letzte Sekunde dehnt sich ins Zeit- und Uferlose, der Raum und die Zeit krümmen sich und stürzen in das Schwarze Loch im Herzen der Galaxie.

Als auktorialer Erzähler erlaubt sich der Autor dieses Berichts Folgendes nachzutagen: Die Maschine des Flugs MH 17 setzt keinen Notruf ab, und die Daten- und Tonaufzeichnungen bis zum Ausfall der Systeme zeigen keine Unregelmässigkeiten. Nur die Mikrophon-Aufzeichnung im Cockpit zeigt in den letzten 20 Millisekunden vor Ende der Aufzeichnung zwei Geräuschausschläge. Vom russischen Militär veröffentlichte Radar-Aufzeichnungen zeigen einen plötzlichen Geschwindigkeitsverlust der Maschine kurz nach 13:20 Uhr UTC; sie bewegt sich nun in einer Drehung in nordöstliche Richtung und verschwindet 90 Sekunden später mit einer Geschwindigkeit über Grund von 200 km/h vom Radarschirm.

Darüber, wer Schuld am Abstürzen der Maschine trägt, entbrennt in den nächsten Wochen, Monaten und Jahren ein heftiger, politikgetriebener Konflikt. Jahrelang untersucht ein Team von internationalen Ermittlern die Umstände, die zum Abschuss von Flug MH17 geführt haben. Das Fazit: Die Zivilmaschine wurde von einer russischen BUK-Rakete getroffen. Die Indizien belegen, dass die Maschine von einer russischen Militäreinheit abgeschossen wurde. Sie lassen auch keinen Zweifel daran, dass es in der Ostukraine im Jahr 2014 nie einen von Einheimischen organisierten Konflikt mit Kiew gab, sondern nur einen von Russlands Geheimdiensten und dem Militär auf Befehl des Kreml organisierten Krieg zur Schwächung der Ukraine.

